Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 69 (1995)

Artikel: Lorenz Lotmar (1945-1980) : Porträt und Ansatz einer Biographie
Autor: Huwiler, Marco
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-559361

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Marco Huwiler

Lorenz Lotmar (1945–1980)

Porträt und Ansatz einer Biographie

Obgleich er von den Verlagsanstalten beinahe zehn Jahre zu spät entdeckt wurde, ist es für den Leser heute, rund fünfzehn Jahre nach seinem Tod, nicht zu spät, die Persönlichkeit Lorenz Lotmars und dessen literarischen Kosmos kennenzulernen. Ein großer Teil von Lotmars Nachlaß wurde posthum veröffentlicht, eine Biographie dieses unversöhnlichen Künstlers, der in Aarau aufgewachsen ist, fehlt aber nach wie vor. Es ist längst an der Zeit, auf diesen interessanten Autor, der zeitlebens unbekannt blieb – und es heute weitgehend auch noch ist –, aufmerksam zu machen und ihn aus der Versenkung ans Tageslicht emporzuheben, damit seine Werke endlich gelesen und künstlerisch gewürdigt werden.

Aarau: 1945–1961

Am 7. Juni 1945 wurde Lorenz Lotmar als erstes Kind der Familie Lotmar in Aarau geboren. Seine Mutter, Emmy Lotmar-Vogel, und sein Vater, Walter Lotmar, hatten im Jahr 1942 geheiratet. Walter Lotmar arbeitete als Physiker bei der Firma Kern in Aarau. Die Familie Lotmar bewohnte ein Haus an der Binzenhofstraße. In Aarau verbrachte Lorenz Lotmar seine Kindheit und seine Jugend. Hier besuchte er den Kindergarten, die Primar- und die Bezirksschule.

Bern: 1961–1972

Als der Vater Lorenz Lotmars im Jahr 1961 seine Stelle wechselte, verlegte die Familie Lotmar ihren Wohnsitz nach Bern. Lorenz Lotmar trat in das Humboldtianum ein, welches er jedoch später ohne Abschluß wieder verließ. In der Folge begann er eine kaufmännische Lehre bei einem Notar, die er später abbrach. Mit neunzehn Jahren begann Lorenz Lotmar eine Ausbildung an der Schauspielschule. Dort machte er die Bekanntschaft von Hans Gaugler und Harald Kreutzberg. Da er sich als außerordentlich begabter Schüler erwies, nahm sich Hans Gaugler seiner besonders an. So kam es, daß sich zwischen dem Lehrer und dem Schüler ein gutes und förderliches Freundschaftsverhältnis entwickelte. Doch 1968, mit dreiundzwanzig Jahren, verließ er die Schauspielschule, ohne ein Diplomexamen abgelegt zu haben.

Mit zwanzig Jahren mietete Lorenz Lotmar ein Mansardenzimmer im Berner Marzili-Quartier. Dort unternahm der Schauspielschüler seine ersten literarischen Gehversuche. Erstmals trat Lorenz Lotmar an die Öffentlichkeit, als er seine Kurztexte auf die Wegweiser des Marzili schrieb (I, 28). Daneben verfaßte er auch Gedichte, Hörspiele und Theaterfragmente.

Durch einen Kollegen, der Mitglied eines Tanzorchesters war, kam Lorenz Lotmar ungefähr im Jahr 1968 mit der Unterhaltungsmusik in Berührung. Seinem unge-

wöhnlichen Talent hatte er es wohl zu verdanken, daß er sehr schnell Fertigkeiten auf dem Schlagzeug entwickelte. Fortan konnte er seinen Lebensunterhalt als Berufsschlagzeuger in verschiedenen Orchestern, mit denen er durch die Schweiz, durch Österreich und durch Süddeutschland reiste, bestreiten. Jeden Monat wohnte und spielte er an einem anderen Ort, zeitweise auch wieder in Bern (I, 28). Täglich widmete er sich während fünf bis sechs Stunden dem Schreiben. Des Abends legte er seine Orchesterkleidung an und trommelte. Aber im Gegensatz zur schriftstellerischen Tätigkeit, die seinen Lebensinhalt darstellte, erlebte er seine Auftritte als Musiker als Belastung und als Ablenkung vom Schreiben (II, 618).

In den späten sechziger Jahren begann Lorenz Lotmar unter dem Titel *Die Schneestadt* sein erstes breitangelegtes episches Werk, das für Lotmars literarisches Schaffen einen wichtigen Wendepunkt darstellte. Indem diese Fragment gebliebene und unveröffentlichte Erzählung das große Thema von Lotmars späteren Werken, die Absurdität des Lebens in einer völlig fremdbestimmten Welt, antizipierte, unterscheidet sie sich von seinem bisherigen Werk. Zusätzlich schlug Lorenz Lotmar formal einen neuen Weg ein: Bis anhin hatte er Gedichte, Hörspiele und Theaterstücke entworfen, mit der *Schneestadt* wollte er nun einen ersten Schritt auf dem Gebiet der Epik wagen (II, 616).

Morschach: Sommer 1972

Im März des Jahres 1972 zog Lorenz Lotmar einstweilen nach Zürich um. Im Sommer desselben Jahres hatte er für mehrere Wochen ein Engagement in der Musikbar eines Kurhotels in der Innerschweizer Gemeinde Morschach. Die Auftritte wurden zunehmend unerträglicher, zehrten immer mehr an den Kräften Lorenz Lotmars und hinderten ihn an seiner Entfaltung als Schriftsteller. Die Abgeschiedenheit des Dorfes Morschach, die gedämpfte und bedrückende Atmosphäre in der Hotelbar und das Gebaren der wenigen Kurgäste bewirkten, daß Lotmar eine Entscheidung traf, die sein ganzes Leben nachhaltig verändern sollte. Lorenz Lotmar verfiel auf die Idee, seine bisherigen Arbeiten – auch die frühe Erzählung *Die Schneestadt,* an der er etwa fünf Jahre geplant und gearbeitet hatte – aufzugeben, um ein literarisches Großprojekt in Angriff zu nehmen, ein Werk, in dem er alles, was ihn als Schriftsteller bisher in Beschlag genommen hatte, verarbeiten wollte und das neben sich kein anderes dulden konnte.

Als Lorenz Lotmar im Spätsommer des Jahres 1972 das Dorf Morschach verließ, nahm er eine Unzahl von Aufzeichnungen nach Zürich mit, um sie in sein neues Werk, das bereits im Entstehen begriffen war, einfließen zu lassen. Für dieses Werk, das er mit dem Titel *Die Opferung* überschrieb, übernahm er unter anderem die Struktur und

das Schema der verworfenen Erzählung *Die Schneestadt* (III, 10). Mit dem Beginn der Arbeiten an der *Opferung* ging auch Lorenz Lotmars fester Entschluß einher, den Schlagzeugerberuf an den Nagel zu hängen (was er 1975 auch tatsächlich tat), vorläufig in Zürich wohnhaft zu bleiben und nur noch als Autor zu arbeiten (II, 618).

Zürich: 1972–1976

In Zürich lebte Lorenz Lotmar vom März 1972 bis Oktober 1976. Die neue Lebenslage nach dem Morschach-Erlebnis setzte bei Lorenz Lotmar ungeheure schöpferische Energien frei, die einen Qualitätsschub auslösten. In nur einem Jahr schrieb er die ganze Geschichte der *Opferung* nieder. Ein Jahr später vollendete er bereits eine zweite Fassung. Nebenher vollendete er die bereits Ende der sechziger Jahre begonnene Erzählung *Irgendwie einen Sonntag hinter sich bringen* und konzipierte die Romangroteske *Bisst.* In den Jahren 1973 und 1974 folgte eine dritte Fassung der *Opferung* (II, 619).

Lorenz Lotmar schrieb nach einem festgelegten Stundenplan: *Jeden Tag fünf Stunden – und sonntags zwei,* wie er in einem Brief festhielt. Er war die Selbstdisziplin in Person, ein Asket und ein Perfektionist. Wenn er zu arbeiten beabsichtigte, verdunkelte er das schallisolierte Arbeitszimmer, schaltete das Licht ein, verstopfte sich die Ohren mit Wachs, zog sich blaue Arbeitskleidung an und vergewisserte sich, daß sich kein farbiger Gegenstand auf dem Schreibtisch oder in seiner nächsten Umgebung befand, damit – wie er sich selbst ausdrückte – *die Augen nicht unnötig erregt werden.* Dann schritt er zum Tresor, der in der Mitte des Arbeitszimmers stand, entnahm ihm die laufenden Arbeiten und die Notizblöcke, setzte sich an den Schreibtisch – und begann zu schreiben (II, 615; III, 12).

1 *Morschach (ob Brunnen)*
(Foto Dimitris Depountis)

Im Jahr 1972 lernte Lorenz Lotmar in der Kneipe «Blutiger Daumen» im Zürcher Niederdorf den deutschen Kunstmaler Hartmut Gürtler aus Koblenz kennen. Die beiden Künstler schlossen eine enge Freundschaft und bildeten zusammen mit einem weiteren Kunstmaler ein unzertrennliches Trio (IV, 34). Im «Blutigen Daumen» machte Lorenz Lotmar auch die Bekanntschaft des Literaturagenten Peter Fritz. In der Zeit zwischen November 1972 und April 1974 aßen sie dort fast jeden Tag gemeinsam zu Mittag und kamen sich so näher (V, 37).

Selbstverständlich war Lorenz Lotmar um seine Reputation als Schriftsteller bemüht. Ebenso selbstverständlich war es da, daß er die nötigen Anstrengungen unternahm, damit seine literarischen Erzeugnisse gedruckt würden. Er sandte seine Manuskripte an verschiedenste Verlage und bot sie zur Veröffentlichung an. Doch hier macht es ganz den Anschein, als habe ein Fluch auf Lorenz Lotmar und seinem Werk gelastet, denn seine Versuche, publiziert zu werden, scheiterten stets.

Eine Ausnahme bildet da der Roman *Bisst,* der als einziges von Lorenz Lotmars Werken zu dessen Lebzeiten veröffentlicht werden konnte. Die Regel war aber, daß die langen und kräfteraubenden Kämpfe mit Verlegern und Agenten zu Lotmars Ungunsten ausgingen. Obgleich Lorenz Lotmar Kontakte zu Literaturmagnaten pflegte, die ihn immer wieder zu neuen Plänen und literarischen Höhenflügen ermutigten, blieb er glück- und erfolglos auf dem Literaturmarkt. Die Verlage versprachen ihm die Veröffentlichung seiner Werke, brachen später ihr Wort und hielten ihn so über Jahre hinweg hin. Begreiflich, daß sich Lorenz Lotmar ständig in einem Wechselbad zwischen Euphorie und Depression befand (II, 619).

Die Gründe für Lorenz Lotmars Mißerfolg im Literaturbetrieb sind wohl im Umstand zu suchen, daß Lotmars literarische Thematiken und sein schnörkelloser Erzählstil im Gegensatz standen zur damals gefragten Nabelschauliteratur, mit der Lotmars literarische Erzeugnisse gar nichts gemein hatten. Und daran, sich nach dem Publikumsgeschmack zu richten, dachte er nie. Das Verdikt der Verlagsfunktionäre zu Lotmars Erzählstil und zu seinem Themenkreis, im speziellen jedoch zum Umfang der *Opferung,* ließe sich mit einem Wort widergeben: «unkommerzialisierbar» – ein Urteil, welches Lotmars sämtliche Anstrengungen mit einem Schlag zunichte machte (II, 619 f.).

Der permanenten Unmöglichkeit, seine Werke zu veröffentlichen, ist es wohl zuzuschreiben, daß Lorenz Lotmar Mitte der siebziger Jahre anfing, seine Manuskripte andauernd umzuschreiben. Er begann, die Werke in seine eigene Entwicklung, die er als Schriftsteller durchmachte, miteinzubeziehen, so daß sie jede Wandlung und Neuorientierung des Autors mitvollzo-

gen. Am schwersten davon betroffen war das epische Werk *Die Opferung*. Es gab wohl kaum eine Zeit, in der Lotmar nicht an seinem Opus magnum arbeitete. Er erweiterte den Text ständig, gab ihm eine neue Struktur und assimilierte ihn an seine eigene momentane literarische Ausrichtung (II, 619 f.). Schließlich sah sich Lorenz Lotmar einem Werk von etwa 1500 Seiten Umfang gegenüber, dessen ständige Änderungen – gesetzt, der Autor wollte den Überblick nicht verlieren – neue Hilfsmittel wie Namenlisten, Karteien, Zeichnungen und Fotos erforderten.

Hannover, Reutlingen und München: 1976–1980

Im Oktober des Jahres 1976 verließ Lorenz Lotmar die Stadt Zürich und zugleich die Schweiz. Er glaubte, daß ihm die Schweiz mit ihrer Mundart und ihrer Enge Schaden zufüge. Er fürchtete, in der Schweiz ins Provinzielle zu schlittern. Lotmars Bestreben war es jedoch, im Werk so gut als möglich Allgemeingültigkeit zu erlangen (V, 38). So zog er nach Hannover, wo das «reinste» Hochdeutsch gesprochen wird. Kein ganzes Jahr später, im Juli 1977, ging Lorenz Lotmar – «der Liebe wegen» – nach Reutlingen, wo er etwa acht Monate lang blieb. Am ersten März des Jahres 1978 übersiedelte Lorenz Lotmar – «der geistigen Atmosphäre wegen» – nach München (IV, 35).

In den Jahren nach 1975 arbeitete Lorenz Lotmar an der vierten Fassung der *Opferung*. Als diese abgeschlossen wurde, war sie längst *kein gewöhnlicher Roman mehr. Sie war für ihn das Werk, auf das er immer wieder zurückgeworfen wurde, mit dem er seine Identität als Schriftsteller verknüpfte. Wie kein anderes, stellte es eine Gegenhaltung zum Zeitgeist und zum vorherrschenden Publikumsgeschmack dar* (II, 620). Der enorme Umfang ließ schon ahnen, wie eng *Die Opferung* mit Lotmars Lebensumständen und seiner Leidensgeschichte verknüpft war. Man darf dieses Phänomen nachgerade als Symbiose zwischen Künstler und Werk bezeichnen, deren äußerste Konsequenz Lorenz Lotmar selbst in einer Notiz aus dem Jahr 1979 folgendermaßen formulierte:

> *Mein Leben ist der Weg durch die «Opferung». Ihr Ende wird – wenn nicht eine neue Perspektive sich eröffnet – auch das meine sein.* (II, 615)

Bis zum Zeitpunkt, als Lorenz Lotmar diese Notiz niederschrieb, hatte er sieben Jahre lang intensiv an der *Opferung* gearbeitet. Dabei waren vier Fassungen entstanden, und bereits schrieb er an einer fünften. Sein Werk umfaßte damals jedoch nicht nur die *Opferung*, sondern zusätzlich die beiden Romane *Irgendwie einen Sonntag hinter sich bringen* und *Bisst*, ein Theaterstück, zwei Hörspiele, über zwanzig Kurzgeschichten wie auch unzählige Skizzen,

Gedichte und Aphorismen. Insgesamt füllte Lotmars gesamtes Werk mehr als zehntausend Manuskript- und teilweise auch Typoskriptseiten (II, 616).
Im Jahr 1979 gelang es endlich, den Roman *Bisst* – und zwar dessen neunte Fassung – im Münchner Steinhausen-Verlag zu veröffentlichen. Diese Tatsache beendete einerseits Lotmars Dasein eines «unpublizierbaren» Autors, andererseits aber ist zu vermuten, daß sie für Lorenz Lotmar fast zehn Jahre zu spät eintraf (II, 621).
Um das Problem des übermäßigen Umfanges der *Opferung* zu bewältigen, beabsichtigte Lotmar, den Roman als Trilogie zu komponieren. Diese Idee hätte ihm erlaubt, den Roman in drei eigenständige Werke umzuarbeiten und diese dann, ohne große Kürzungen vornehmen zu müssen, zu drei verschiedenen Zeitpunkten zu veröffentlichen. Die Publikation des ersten Bandes dieser Trilogie war für Ende 1980 geplant (II, 621).
Es kam jedoch nicht so weit: Letztmals schrieb Lorenz Lotmar im Winter des Jahres 1979 an der *Opferung*. Im Frühling des Jahres 1980 konzipierte und schrieb er in nur drei Monaten sein vielleicht persönlichstes Buch, den Roman *Der Mann, der seine Handlinien verlor*. An dieser Ezählung arbeitete Lorenz Lotmar mit einer schöpferischen Energie, die an die unmittelbare Zeit nach dem Morschach-Erlebnis 1972 gemahnt (II, 622). Im darauffolgenden Sommer, am 27. Juni 1980, nahm sich Lorenz Lotmar im Alter von fünfunddreißig Jahren in München das Leben. Seine Asche wurde in die Schweiz verbracht und in Aarau beigesetzt. Vor seinem Tod verfügte Lorenz Lotmar testamentarisch, daß mit seiner Habe und seinem wenigen Geld die Menschenrechtsorganisation Amnesty International bedacht werde. Mit der Verwaltung seines literarischen Nachlasses betraute er seinen engen Freund Hartmut Gürtler (I, 29).
Die Gründe für Lorenz Lotmars Freitod liegen weitgehend im dunkeln. Lotmars Angehörige und seine engsten Freunde weigern sich strikt, sich diesbezüglich zu äußern. Einzig Lorenz Lotmars ehemaliger Literaturagent Peter Fritz wagte es, seine Vermutungen kundzutun:

Nachdem er nach Deutschland umgezogen war, wandte er sich immer mehr gegen Menschen, die ihn mochten. Über Dritte versuchte ich daher auf ihn einzuwirken, zu einem Psychologen zu gehen. Aber der Weg zur Selbstzerstörung und in die Isolation war nicht mehr aufzuhalten. (III, 38)

Die Persönlichkeit Lorenz Lotmars

Zweifelsohne gehörte Lorenz Lotmar zu jenen Menschen, die man gemeinhin als Schwierige und Unzufriedene bezeichnet. Er war ein Nonkonformist. Er verabscheute die Jasager, Anpasser und Mitma-

cher, die sich durchs Leben nicken. Er verstand sich selbst als Moralisten in einer unethischen Gesellschaft.
Mit verbissener und unversöhnlicher Ausschließlichkeit hatte er sich seiner schriftstellerischen Tätigkeit verschrieben und war zu keiner Zeit willens, in dieser Hinsicht irgendwelche Kompromisse zu machen. Ganz offensichtlich hatte er viel darunter zu leiden, daß die Verlage ihre Programme nach dem vorherrschenden Publikumsgeschmack ausrichten, ganz im Bestreben, marktgerechte Literatur, die einen hübschen Gewinn abwirft, ungeachtet ihrer künstlerischen Qualitäten, zu fördern. Auch hier blieb Lorenz Lotmar kompromißlos. Er widersetzte sich dem Zeitgeist und den Zwängen des Literaturbetriebes und bezahlte seine Freiheit, sich selbst zu verwirklichen, mit dem hohen Preis der beinahe vollständigen Erfolglosigkeit.
Lorenz Lotmar wehrte sich vehement gegen Nachforschungen über sein Leben. Er verfocht die Meinung, allein das Werk eines Schriftstellers solle sprechen, es dürfe folglich nicht aus dessen Biographie heraus interpretiert werden. Lotmars Angehörige und seine engsten Freunde hielten sich zu seinen Lebzeiten daran, und auch heute, nach Lotmars Tod, brechen sie ihr Versprechen, welches sie ihm gegenüber abgelegt haben, nicht und geben beinahe keine Informationen über ihn preis.

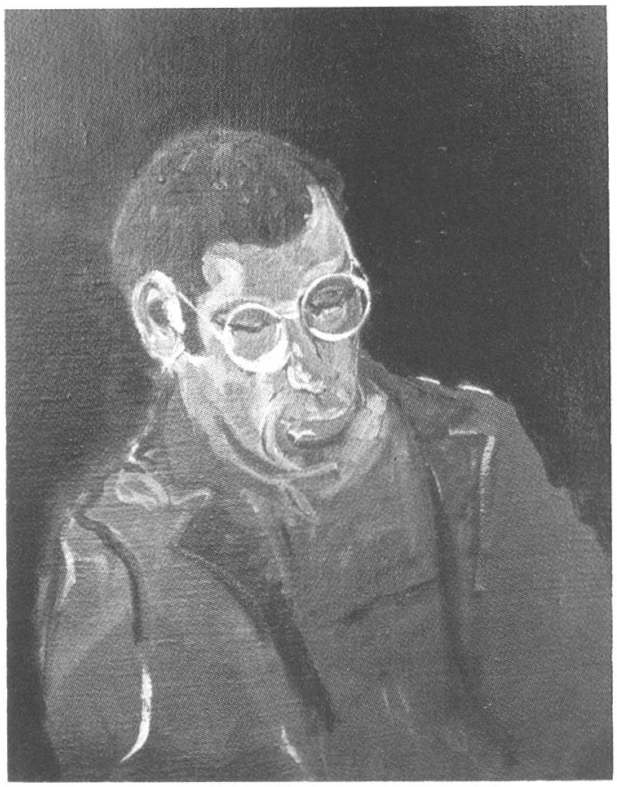
Die posthume Rezeption

Lorenz Lotmar hinterließ ein literarisches Gesamtwerk, dessen Umfang mehr als zehntausend Seiten beträgt. Der Kunstmaler Hartmut Gürtler aus Koblenz (BRD) bemühte sich nach dem Freitod seines engen Freundes mit großer Selbstlosigkeit darum, dessen Werk zu verbreiten. Er verfertigte in mühsamster Kleinarbeit Abschriften von Lotmars Texten und bot sie Verlegern an. Die Lage auf dem Literaturmarkt änderte sich in den achtziger Jahren. So kam es, daß Gürtlers uneigennützige Anstrengungen nicht unbelohnt blieben und Lotmars Werke schrittweise herausgegeben werden konnten.
Unter dem erweiterten Titel *Die Wahrheit des K. Bisst* veröffentlichte im Herbst 1982 Werner Buchers orte-Verlag den Roman *Bisst* als unveränderten Nachdruck der Ausgabe aus dem Jahr 1979. Und siehe da: Das Buch war kaum auf dem Markt, als die Literaturkritik darauf aufmerksam wurde und ihm nicht genug Beachtung schenken konnte. Es kam soweit, daß sich das Zweite Deutsche Fernsehen für *Die Wahrheit des K. Bisst* interessierte und den Roman verfilmte. Das Drehbuch steuerte der deutsche Schriftsteller Günter Kunert bei, Regie führte Rolf von Sydow.
Im Jahr 1984 folgte dann als Ersterscheinung aus dem Nachlaß Lotmars letzter Roman *Der Handlinienmann*. Ein Jahr später widmete die Schweizer Literaturzeit-

schrift «orte» beinahe eine ganze Nummer Lorenz Lotmar und seinem Werk und druckte sogar den Schluß der *Opferung* darin ab. Schließlich erschien 1987 auch der Kurzroman *Irgendwie einen Sonntag hinter sich bringen* im orte-Verlag.
Unterdessen hatte auch die Literaturwissenschaft von Lorenz Lotmar Kenntnis genommen. Der in Zürich wohnhafte Germanist Dimitris Depountis nahm sich seines literarischen Nachlasses an und lag der Aufgabe ob, diesen systematisch zu sichten. Im Rahmen einer editionswissenschaftlichen Dissertation versucht Depountis, Lorenz Lotmars Schaffensphasen und somit die Entstehungsgeschichte seiner Arbeiten, insbesondere aber diejenige der *Opferung,* zu rekonstruieren.
Dimitris Depountis war es auch, der sich an die Entzifferung und Entwirrung der *Opferung* heranwagte. Aus dem umfangreichen Konvolut der fünf verschiedenen Textfassungen redigierte er eine gut lesbare, sechshundert Seiten starke Momentaufnahme dieses unvollendeten Werkes. Am 4. April 1991 – am Tag, an dem Max Frisch starb – fand die Buchvernissage, an der *Die Opferung* der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, im Zürcher Arbeiterrestaurant Cooperativo, einem ehemaligen Stammlokal Lorenz Lotmars, statt. Die Tatsache, daß *Die Opferung* nun in Buchform vorlag, war einerseits dem unermüdlichen Einsatz von Dimitris Depountis und des orte-Verlages, andererseits aber auch der finanziellen Unterstützung durch die Aargauische Erziehungsdirektion, die Kulturstiftung Pro Helvetia und den Migros-Genossenschaftsbund zu verdanken.
Zu guter Letzt wurde Lorenz Lotmar auch als Dramatiker entdeckt. Am 15. Januar 1992 nämlich fand im Theater am Neumarkt in Zürich die Uraufführung von *Der Mensch ist ein Fragment des Affen* statt, einer Montage von zwanzig szenischen Fragmenten aus dem literarischen Nachlaß Lorenz Lotmars, die zusammen eine hochskurrile Situationsdramatik ergaben. Die Inszenierung war schließlich der Anlaß, daß sich die damalige Sendung «Kultur» des Schweizer Fernsehens in einer ihrer Ausgaben mit Lorenz Lotmar beschäftigte.

Die Bewertung heute

Wie das Fernsehen wurden auch andere Massenmedien auf Lorenz Lotmar aufmerksam. So strahlten einige Radiostationen Sendungen über Lotmar und sein Werk aus. Die Anzahl der Berichte, Artikel und Rezensionen in Zeitungen, Zeitschriften und Magazinen ist derweilen kaum mehr überschaubar. Beruhigend ist es zwar, daß Lorenz Lotmar posthum zur Kenntnis genommen wird. Doch sein Rang in der deutschsprachigen Schweizer Literatur wird immer noch unterbewertet. So taucht der Name Lorenz Lotmars bis



2 *Porträt von Thomas Mislin (Foto orte-Verlag)*

dato weder in einem Literaturlexikon noch in einem anderen Nachschlagewerk auf. Selbst dort, wo man eigentlich erwarten dürfte, daß ein Schriftsteller wie Lorenz Lotmar nicht übergangen wird, im *Lexikon der Schweizer Literaturen,* welches 1991 erschienen ist, bleibt das Suchen zwischen Carl Albert Loosli und Jean-Marc Lovay ergebnislos.

Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Eine große Rolle spielt dabei die Tatsache, daß die Meinungen über Lorenz Lotmar sehr geteilt sind. Die einen sind fasziniert von seinem Werk, attestieren ihm künstlerische Größe, handeln ihn als Geheimtip und bezeichnen ihn mitunter – wie zum Beispiel der Verleger Werner Bucher – im durchaus positiven Sinn als den «Schweizer Kafka». Andere hinwiederum sind weit weniger begeistert, sprechen ihm jegliche literarische Qualität ab und verschreien ihn als billigen Epigonen. Für ihren Geschmack scheint Lorenz Lotmars Orientierung am Altmeister aus Prag zu sehr durch.

Aus dieser Meinungsverschiedenheit erwächst die Situation, daß eine Einordnung des Schriftstellers Lorenz Lotmar in die Literatur nicht leicht vorzunehmen ist. Deshalb wird sich auch in der nächsten Zukunft nicht viel daran ändern, daß sein Marktwert seinem tatsächlichen literarischen Wert bei weitem nachsteht. Die Frage, ob er die Anerkennung verdient, die einem Schriftsteller mit besonderen, eigenen Qualitäten eigentlich gebührte, oder ob er zu Recht als Epigone abgestempelt wird, muß freilich ein jeder aufgrund seiner eigenen Leseerfahrung und der ernsthaften Auseinandersetzung mit dem Werk für sich selbst beantworten.

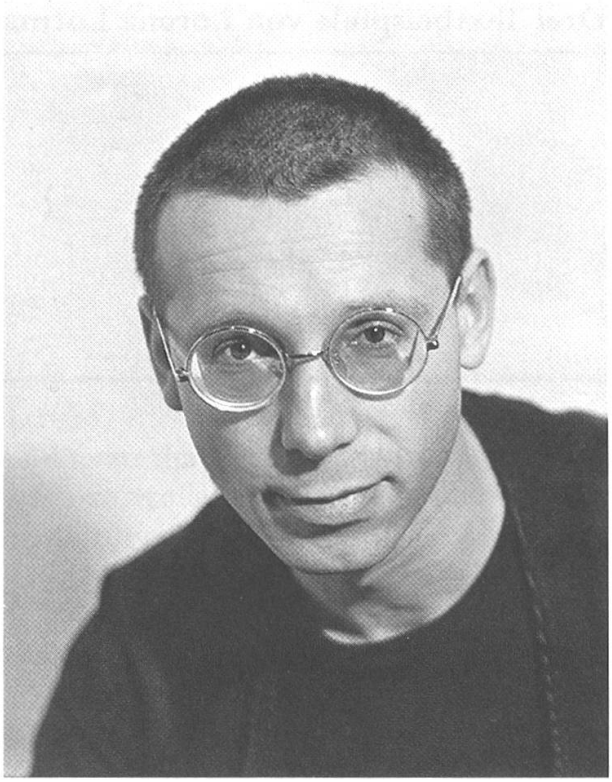
Mein Dankeschön gebührt Frau Emmy Lotmar-Vogel, Herrn Gerold Lotmar und Herrn Dimitris Depountis, die sich bereitwillig Zeit genommen haben, mir Rede und Antwort zu stehen, und mich mit den nötigen Informationen und Materialien versorgt haben.

Werke im Überblick

Romane und Erzählungen:

Irgendwie einen Sonntag hinter sich bringen (orte-Verlag, Zürich 1987)
Bisst / Die Wahrheit des K. Bisst (Steinhausen-Verlag, München 1979/orte-Verlag, Zürich 1982)
Der Handlinienmann (orte-Verlag, Zürich 1984)
Die Opferung (orte-Verlag, Zürich 1991)

3 *Lorenz Lotmar (Foto Susan Abelin)*



Hörspiele und Theaterstücke:

Der Schuldige (Hörspiel)
Aussicht auf gestern (Hörspiel)
Die Unsterblichen (Theaterstück)

Fragmente:

Der Peripherist (in: orte-Heft 52/1985)
Der Aufpasser (in: NIZZA 15/1989)
Im goldenen Ochsen (auch mit *Bult* oder *Die Unterbänkler* betitelt; in: orte-Heft 70/1990; NIZZA-Sommerlesebuch, Zürich 1990)
Fahl
Die Gedankenfabrik
Die Wabe
Die Wendung
Mortimer
Der Insektenkopf
Die Bude
Die Würde des Hundes
Die Schneestadt

Aufzeichnungen, Gedichte und Aphorismen

Quellenverzeichnis

I Lotmar, Gerold: *Lorenz Lotmar.* Kurzbiographie (in: orte Nr. 52, 1985, S. 28 f.).

II Depountis, Dimitris: *Eine geplante Trilogie.* Nachwort (in: Lorenz Lotmar: *Die Opferung,* Zürich 1991, S. 615–625).

III Depountis, Dimitris: *Lorenz Lotmar.* Auf Leben oder Tod (in: Das Magazin. Tages-Anzeiger und Berner Zeitung BZ Nr. 7, 15./16. Februar 1991, S. 8–14).

IV Gürtler, Hartmut: *Anmerkungen über Lorenz Lotmar* (in: orte Nr. 52, 1985, S. 34–36).

V Bucher, Werner: *Sparringpartner von Fritz Chervet?* Gespräch mit Peter Fritz (in: orte Nr. 52, S. 37–38).

Marco Huwiler, geboren 1973, Schulen in Frick, darauf Alte Kantonsschule in Aarau, seit 1993 Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Basel. Gewinner des «Aarauer Jugendpreises 1993».

Der Insektenkopf*

Als der Karikaturist Monade, noch unbekleidet, morgens im Bad nach dem Aufstehn in den Spiegel blickte, stellte er fest, daß er durch seine Augen hindurch ins Innere seines Kopfes sehen konnte. Erschrocken näherte er sein Gesicht dem Spiegel und stellte fest, daß sich in seinem Kopfinnern ein reges Insektenleben abspielte, daß einzelne Tiere, Ameisen gleich, dicht hintereinander über seine Knochen und Organe liefen. Und zwar konnte er vor dem Spiegel so in seinen Kopf schauen wie durch zwei Gucklöcher und sah den ganzen Kopf bis zur Kehle, je nachdem was für eine Haltung er vor dem Spiegel einnahm. Die Augen sahen aus einiger Entfernung normal aus. Nur wenn er nahe am Spiegel stand, konnte er in sich hineinsehen. Die Insekten liefen über seine grauen Organe, von deren Funktion er keine Ahnung hatte, die er zum ersten Mal sah ... Wie sind sie hineingekommen? dachte er. Und ich habe von diesem Insektentreiben bis jetzt gar nichts gewußt! Weshalb war es den Insekten gelungen, in seinem Kopf Fuß zu fassen und sich sogar darin zu verbreiten? War es, weil er sein Hirn in den vergangenen Wochen denkerisch nicht mehr beansprucht hatte? Wohl hatte er während der letzten Wochen keine einzige Karikatur fertiggebracht, doch mit dem Versiegen seiner Ideen konnte das Auftauchen der Insekten in seinem Kopf doch nichts zu tun haben. Die Insekten schienen einen Kampf auszutragen, mit dem er nichts zu tun hatte und der mit ihm oder seinem Kopf in keinem Zusammenhang stand als dem, daß er als Kriegsschauplatz diente.

Daß er nun in sein Schädelinneres zu blikken vermochte, schrieb er dem Wirken der Insekten zu, die dies, ohne daß er Schmerzen verspürt hätte, durch eine ihnen eigene Gesetzmäßigkeit fertiggebracht hatten. Ob als letztes Empfinden die Fähigkeit bleibt, das eigene Sterben zu beobachten? fragte er sich. Oder gar die Unfähigkeit, sich vom Anblick der Insekten im Kopf zu lösen, der Zwang?

Er kam auf die Idee, die Insekten seien seine Gedanken. Alle Gedanken, die er je gedacht hätte, seien Insekten geworden, die sich in seinem Kopf eingenistet hätten. Oder umgekehrt: Wenn ein Insekt geboren worden ist, hätte er einen Gedanken gehabt. Ob in jenen Körperregionen, die ich nicht zu überblicken vermochte, sich auch Insekten umhertrieben? Ich bin krank, ich muß sofort einen Arzt rufen! schoß ihm durch den Kopf, da entdeckte er, daß sein Wille bereits gelähmt war, daß

* Lorenz Lotmar: *Der Insektenkopf* (unveröffentlichte Kurzgeschichte).

er sich nicht mehr vom Waschbecken zu lösen vermochte. Während sein Kopf auf die Brust sank, die ins Waschbecken verkrampfte Hand sich löste und runtersank, quellten die ersten Insekten aus seinem geborstenen Schädel und begannen das Badezimmer zu überfluten. Jetzt kehrte Ruhe in seinen Kopf ein.

Der Handlinienmann *

I

Als der Physiker Merk auf seinem Sonntagsnachmittagsspaziergang, zu dem er sich entschlossen hatte, obwohl der Himmel schon leicht bedeckt war, den schmalen Pfad einschlug, der den Fluß entlang führte, und er die letzten Häuser verschwinden sah, erblickte er in einiger Entfernung zwei bunt gekleidete Frauen mit gekreuzten Beinen am Wegrand sitzen.
He, Handlesen? sprach ihn die eine an, als er, in Gedanken versunken, an ihnen vorüberging.
Er hob den Kopf und blickte in die dunklen Augen eines schönen, langhaarigen Zigeunermädchens.
Bitte?
Handlesen! sagte das andere Mädchen und streckte ihm den Arm entgegen.
Danke, nicht notwendig! antwortete er und setzte den Weg fort. Mir aus der Hand lesen zu wollen, welche eine Idee! dachte er. Vorüberziehen wird das Gewitter aber nicht! Deshalb ist niemand unterwegs.
Er erreichte das freie Feld.
Den Schirm habe ich ja mit! Übrigens wollte ich nachmittags die Sonate üben! Warum habe ich das vergessen? Jedenfalls werde ich es nach dem Abendbrot tun!
Er sah einen Blitz den Himmel durchzukken, hörte den Donner, als käme er von weit her, und wurde zur Erde geschleudert. Einen Moment glaubte er, der Blitz hätte ihn getroffen, und barg den Kopf, als hülfe es ihm, in den Armen. Ihm wurde eiskalt.
Er hat mich verschont, sagte er sich schließlich und öffnete die Augen, er muß aber in meiner unmittelbaren Nähe eingeschlagen haben, und die Druckwelle hat mich umgeworfen! Er stand auf.
Bei einem aufziehenden Gewitter geht man aber auch nicht aufs offene Feld! schalt er. Allerdings hätten die Masten ihn ableiten müssen!
Er untersuchte seinen Körper, stellte fest, daß er unversehrt war, wischte die Hose sauber, bückte sich nach dem Schirm und ging mit unsicheren Schritten zurück.
Die Zigeunerinnen saßen noch auf derselben Stelle, in der gleichen Haltung – ihm schien, es müßten dieselben sein –, doch waren sie inzwischen, wie er näherkommend bemerkte, steinalt geworden, und

* Beginn des Romans (orte-Verlag, Zürich 1984, S. 5–9).

als eine den zahnlosen Mund öffnete und sich erbot, ihm aus der Hand zu lesen, beschloß er, den Frauen etwas zukommen zu lassen, fragte, was sie dafür haben wollten, und langte nach dem Geldbeutel. Fünf Mark!

Sie zeigte ihm die gespreizten Finger der rechten Hand und streckte die linke vor. Er legte die Münzen hinein, sah sie in den Röcken der Zigeunerin verschwinden, steckte den Geldbeutel ein, beugte sich etwas nieder und hielt ihr seine rechte Hand hin.

Beide! verlangte sie.

Er klemmte den Schirm zwischen die Beine.

Sie faßte seine Hände an den Gelenken, führte sie vor die Augen, schrie auf, stieß Merks Hände weg und rief zurückweisend, er hat keine Handlinien! Maria, er hat keine Handlinien! Ihre Gefährtin kreischte auf, hob ängstlich einen Arm gegen ihn, drückte sich zur Seite, die Frauen schlugen ein Kreuz, rafften sich auf und liefen mit kleinen Schritten davon.

Nach wenigen Metern blieb eine stehen, schaute zurück und rief, wer keine Handlinien hat, hat kein Schicksal!

Sie hastete ihrer Gefährtin nach.

Abergläubisches Volk! rief Merk und betrachtete seine Handflächen.

Tatsächlich, die Linien sind verschwunden! – Seltsam! – Na und? Sie werden sich wieder einstellen! Kein Grund zur Aufregung!

Im Weitergehn überlegte er, wann sie ihm abhanden gekommen sein könnten. Bemerkt hatte er nichts davon. Daß er welche besessen hatte, stand außer Zweifel, allerdings hätte er über ihre Struktur nichts aussagen können, so genau hatte er seine Hände nie betrachtet, möglicherweise waren die Linien nicht sehr ausgeprägt gewesen.

Vielleicht sind sie nur verblaßt! dachte er und blickte die Handflächen genau an.

Die Haut war glatt und zart bis in die Fingerkuppen, und von den Linien war nichts zu entdecken.

So sind sie eben vorübergehend verschwunden! schloß er, und werden sich eines Tages wieder zeigen, punktum! Daß Zigeuner abergläubisch sind, weiß man!

Es ist lächerlich, darüber Gedanken zu machen, aber hätte ich kein Schicksal, wie sie sagte, so hätte ich auch keine Zukunft! Zukünftig ist aber, daß ich in wenigen Sekunden den Baum dort erreichen und berühren werde!

Er fuhr mit der Hand über die Rinde, ging weiter und spannte, als es gleich danach heftig zu regnen begann, den Schirm auf.

Mit nassen Füßen langte er im Tübingerhof an, wo er, seit er von seiner Frau getrennt lebte, zuweilen das Abendbrot einnahm, grüßte zwei Bekannte, wunderte sich, wie reserviert sie antworteten, drehte den Kopf, setzte sich ans Fenster und überlegte, worin der Grund ihres abweisenden

Verhaltens bestehen könnte. Therese, die Kellnerin, die seit Jahren hier bediente, trat mit der Karte an seinen Tisch, schob sie ihm hin und fragte, was trinken Sie?
Die Dame hat wieder Launen, dachte er und antwortete, Apfelsaft. Und ich esse den Schweinebraten, bitte sehr!
Er verzehrte kaum etwas.
Die Appetitlosigkeit habe ich der Aufregung des Nachmittags zuzuschreiben. Wurde ich doch beinah vom Blitz erschlagen! Überdies sind meine Handlinien plötzlich verschwunden! Verstohlen betrachtete er seine Hände.
Und haben sich noch nicht wieder eingestellt! Sollten sie bis morgen nicht zurückgekehrt sein, werde ich den Arzt aufsuchen. Möglicherweise, aber das ist völlig unwissenschaftlich, hängt es mit der Strahlenfreisetzung des Blitzes zusammen.

Als er die Wohnungstür öffnen wollte, bemerkte er, daß er den Regenmantel, in dessen Tasche der Schlüssel steckte, nicht umhatte.
Ich werde ihn im Wirtshaus vergessen haben! Was tue ich? – Ich hole ihn morgen!
Er ging in den Keller, langte den Ersatzschlüssel hervor, den er für solche Fälle in seinem Abteil versteckt hatte, zog in der Wohnung die Schuhe aus und stellte den Schirm in die Badewanne. War das ein Tag! Nun habe ich auch keine Lust mehr zu üben! Er betrachtete die Handflächen, schloß den Geigenkasten, nahm sich vor, einige Lichtenberg-Aphorismen zu lesen und danach zu Bett zu gehen.

Aus einem leichten, unruhigen Schlaf erwachte er, knipste die Nachttischlampe an und betrachtete seine Innenhände. Noch ist nichts zu erkennen! Um sicher zu gehen, will ich sie unter stärkerem Licht prüfen!
Er stand auf, nahm im Arbeitszimmer am Schreibtisch Platz, schaltete die Lampe an, bog sie dicht über die Platte und hielt die Hände unter die Birne.
Die Linien haben sich noch nicht wieder eingefunden! Ein schwacher Ansatz ist allerdings in der Kuppe des Ringfingers zu bemerken!
Er löschte das Licht und zog den Rolladen hoch.
Ich will mich nicht beunruhigen, es wird alles in Ordnung kommen! beschwichtigte er sich auf dem Weg ins Bad. Heute beginnt die letzte Woche vor meinem Urlaub! Den lasse ich mir von launenhaften Handlinien nicht verderben!
Obgleich er keinen Appetit verspürte, bereitete er ein Frühstück, nippte am Kaffee, räumte schließlich die Speisen in den Schrank, zog die Jacke an, schnürte die Schuhe, steckte ein Buch in die Mappe, klemmte sie unter den Arm und verließ die Wohnung.
Professor Gross will ich heute anrufen, überlegte er. Bin gespannt, wie die Versuchsreihe verlaufen ist! Hoffentlich kann er uns etwas Definitives mitteilen!

Weil er die Zeit für das Frühstück eingespart hatte, langte er eher als gewöhnlich im Physikalischen Institut an und ging, am noch unbesetzten Empfangsschalter vorbei, in den Flur, in dem sein Labor sich befand. Als er die Tür aufklinkte, sah er Korrodi, den Institutsleiter, in den Gang biegen.
Hallo, guten Morgen! rief Merk und stieß sie auf.
Guten Tag. Einen Augenblick! Wollen Sie zu Herrn Doktor Merk? Korrodi näherte sich.
Was sagst du?
Sie suchen Herrn Doktor Merk?
Korrodi blieb vor ihm stehn.
Du bist gut! erwiderte er.
Verzeihen Sie, kennen wir uns? fragte Korrodi.
Sag einmal, was ist los?
Bedaure, ich kann mich an Sie oder an dich nicht erinnern! Und Ihnen leider auch nicht gestatten, Herrn Merks Labor zu betreten! Er wird aber jeden Augenblick kommen, wenn Sie inzwischen in der Halle Platz nehmen wollen...
Nun sag einmal! Habt Ihr euch einen Spaß ausgedacht?
Einen Spaß? Wieso? Inwiefern?
Merk lachte.
Ich meine, mir kommt der freie Morgen gelegen, ich muß zum Arzt! Wenn du so freundlich bist... Soll ich also gehen?
Ja bitte? Die Halle finden Sie vorne links. Was Sie wollen, begreif ich nicht, aber Herr Merk wird jeden Augenblick da sein!
Nun gut, wie du meinst! Bis zum Nachmittag dann!
Sie leisten sich einen Scherz! überlegte er auf dem Weg zum Ausgang. Weshalb bloß? Geburtstag habe ich nicht, und der erste April oder etwas ähnliches steht nicht an! – Na ja, nachmittags werde ich es erfahren! Oder wollte er mich aus irgendeinem Grunde hinausekeln? Nein, so gemein ist er nicht! Seltsam ist das alles! Erst die Erlebnisse gestern, und jetzt das! Von den Handlinien ist noch nichts zu sehen! Was tue ich nun? Kopp beginnt die Sprechstunde um neun, soviel ich weiß, und jetzt bin ich zwanzig Minuten zu früh. Ich gehe zu Fuß hin! Es ist ja nicht weit!
Auf der Treppe kamen ihm zwei Schutzmänner entgegen.
Nanu, was will die Polizei hier? dachte er und drehte sich nach ihnen um.

Die Wahrheit des K. Bisst*

Polizeiliche Recherchen ergaben, daß er sein letztes offizielles Spiel 1958 geleitet hatte und danach von der Bildfläche des Fußballgeschehns verschwunden war; daß er weder verwandtschaftliche noch freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte. Zu welchem Zeitpunkt er sich ins Tribünengebäude des Stadions Hochfeld verkrochen hatte, konnte nicht ermittelt werden. Wahrscheinlich war es im Jahr 1959 geschehn, in dem man das Stadion stillgelegt hatte.

Außer einem schwerhörigen Rentner vermochte die Polizei niemanden aufzuspüren, der gewußt hätte, daß Bisst in diesem Verschlag, in dem früher Sägemehlsäcke aufbewahrt worden waren, gehaust hatte, und die Glaubwürdigkeit dieses Zeugen wurde von der Wirtin des Elfmeter, wo der Rentner Stammgast war, entschieden in Frage gestellt, denn der, gab die Wirtin zu Protokoll, nerve sie täglich mit seiner Nierenkrankheit, tische ihr aber laufend andere Geschichten auf, so daß sie nicht wisse, ob seine Nieren nun geschrumpft oder blockiert oder gar nicht angegriffen seien.

Der Rentner, den der später mit der Untersuchung betraute Beamte Hauser in die Ermittlungszentrale beorderte, behauptete, er habe den Schiedsrichter während einer ganzen Anzahl von Jahren regelmäßig beim Training im Hochfeld beobachtet. Ja, sagte er, ihm habe es ungeheuren Spaß bereitet, sich jeweils auf die hinterste Bank der riesigen, menschenleeren Tribüne zu setzen und zu warten, bis der Schiri aus seiner Höhle trete, und zwar stets zur gleichen Zeit: im Winter um acht Uhr und sonst um sieben.
Was hat er dann getan? fragte Hauser.
Losgelaufen ist er, aber wie! rief der Rentner und stieß mit seinem Invalidenstock auf den Boden, und eine Stunde lang immer gelaufen und gelaufen, um das Spielfeld herum, ohne Unterbrechung, und manchmal hat er sogar einen Spurt eingelegt, und einen derart alten Mann wie den Schiri so laufen zu sehn, das hat mir Kraft gegeben durchzuhalten, wissen Sie, und das Leben zu nehmen, wie es ist, auch wenn ich bloß eine mickrige Sozialwohnung hab am Stadtrand und die Angehörigen drüben liegen auf dem Friedhof, und bevor er in seine Höhle zurückgekehrt ist, hat er jedesmal zwanzig Liegestütze gedrückt!
Haben Sie sich nicht gefragt, was ein Verdachtsmoment wie dieser Schiedsrichter

* Auszug (orte-Verlag, Zürich 1982, S. 83–86).

in einem stillgelegten Tribünengebäude treibt? forschte Hauser.
Hab ich! erwiderte der Rentner.
Und?
Ich hab mir gesagt, er wird darin wohnen.
Warum haben Sie das den Überwachungsbehörden nicht gemeldet?
Der Rentner zuckte die Achseln. Hab mich gefreut an ihm! Wie er gelaufen ist! Wollte, daß er immer weiter läuft! Hab deshalb keinem von ihm erzählt!
Ob er denn mit ihm gesprochen habe, erkundigte sich Hauser.
Der Rentner schüttelte den Kopf: das war nicht nötig zwischen uns! Aber ich weiß, daß der Schiri sich genauso gefreut hat, daß ich da war und ihm beim Laufen zugeguckt hab!
Obwohl er sich nie hat anmerken lassen, daß er mich entdeckt hat auf der Tribüne!